

Östmarkgau



Zeitschrift für oberösterreichische
Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgegeben von
Dr. Adalbert Depiny

Verlag R. Prengruber, Linz.

18. Jahrgang 1937.

1. u. 2. Heft.

Inhalt:

	Seite
A. Mailly, Oberösterreichische Rechtssagen	1
J. Döfner, Das Schmiedehandwerk in Eferding	20
Dr. G. Brachmann, Die Hämmer in Not	30
Karl Karning, Die Haus- und Flurnamen in Eeonding	42

Bausteine zur Heimatkunde:

Dr. A. Schiffmann, Nochmals Kepfers Wohnhaus in Linz	55
P. Blittersdorf, Geschichte der Badehäuser und des Badewesens in Ottensheim	58
Dr. Hans Hannau, Von den Zäulerl'schmieden in Trattenbach	63
W. Pucher, Die Zäune unserer Bergbauern	67
M. Kühil, Die Formen unserer Goldhaube	74
A. Commenda, Salzammergut-Tracht vor 100 Jahren	79
Dr. A. Depiny, Wie die Innviertler Bäuerin ihr Kopftuch bindet	82
Franz Harrer, Sagen aus Lauffa	83
B. Müller, Danklied für gesegnete Ernte	88

Heimatbewegung in den Gauen:

Dr. Fr. v. Morton, Der Weg zur Heimat	90
---	----

Bücherbesprechungen:

Oberösterreichische Dichtung 1933—1936 (Dr. Franz Pfeffer)	93
--	----

Mit 12 Tafeln und 2 Bildern im Text.

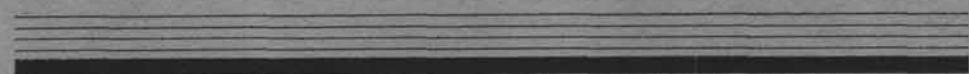
Buchschmuck von Mag. Kislinger, Linz.

Beiträge, Zuschriften über den Inhalt, Tauschhefte und Besprechungsstücke sind zu senden
an Dr. Adalbert Depiny, Linz, Volksgartenstraße 22.

Bestellungen und Zuschriften über den Bezug werden erbeten an den Verlag der Heimatgau
Richard Pirngruber, Linz, Landstraße 34.

Preis des Jahrganges postfrei S 6.50.

Alle Rechte vorbehalten.



Ausland, kaum kam die „Genossenschaft der Messerschmiede in Trattenbach“, wie sie sich nun nannten, den vielen Bestellungen nach und Wohlstand war allenthalben im entlegenen Bergtal zu finden.

Heute ist es wohl wieder etwas stiller geworden, seit dem Kriege hat sich manches geändert. Die hochausgerichteten Zollmauern lassen nicht mehr so leicht und so billig die Zauerln in alle Lande. Da und dort ist im Ausland Konkurrenz durch ausgewanderte Trattenbacher entstanden, so daß es den fleißigen Schmieden heute nicht mehr so gut geht, aber sie haben Arbeit, noch Arbeit.

Erstaunlich billig sind heute die Zauerln. Obgleich 34 Erzeugungsvorgänge nötig sind, um aus dem Stahlband die Klinge, aus dem Holz den Griff zu machen und beide zu verbinden, bewegt sich ihr Verkaufspreis je nach Größe und Ausführung zwischen 10 und 20 Groschen. Das kann nur erzielt werden, indem billigste Arbeitskräfte, nämlich die ganze Familie, am Werke sind. Großeltern, Frau und Kind helfen bei der Erzeugung mit und machen so die Messer heute noch konkurrenzfähig. Alles ist in einem Betrieb zusammengezogen: Hammerwerk, Schmiede, Schleiferei, Drechslerie, Färberei. Die Frauen werden besonders für die Heimarbeit herangezogen, zum Festigen der Klingen an den Griffen, wozu viel Geschicklichkeit gehört, die Kinder helfen beim Färben, Trocknen und Verpacken. Dabei wird gediegene Arbeit geleistet, so daß die Zauerln sich ausgezeichnet im Haushalt und als billige Schulmesser für die Jugend eignen. Sonderbarerweise sind sie in Österreich weniger bekannt als etwa in Ungarn, Polen und Jugoslawien. Dort finden sie vielfach in der Landwirtschaft, aber auch in Gasthausbetrieben Verwendung, in welchen sie bei ihrem geringen Preise mit bestimmten Speisen dem Gaste überlassen werden.

Die beigegebenen Bilder zeigen uns den Betrieb des Ludwig Hack. Seit dem 17. Jahrhundert sind seine Vorfahren hier als Gesellen ansässig gewesen, bis sie sich endlich eine der Schmieden der Familie Löschekohl erwarben. Im Sommer 1935 konnte man noch den 78jährigen Hack mit seiner kaum jüngeren Frau hier unermüdlich an der Arbeit sehen. „Wenn ich den beiden nichts zu arbeiten gebe, sterben sie mir“, sagte damals sein Sohn, der heutige Besitzer zu mir, „drum muß ich das Werk ständig in Betrieb halten“. Heute deckt Vater Hack schon der kühle Rasen, aber sein Fleiß ist erhalten geblieben in seinem Sohn, in seinen Enkeln, jener Fleiß, der die Trattenbacher Schmiede bestehen läßt, trotz Fabriken und Maschinen.

Dr. Hans H a n n a u, Steyr.

Die Zäune unserer Bergbauern.

Mit 8 Aufnahmen.

Technik und Rationalisierung haben auch auf dem Lande Einzug gehalten und so manches grundlegend geändert, manches in der Wirtschaft, in der Siedlungsweise oder im Brauchtum unter sich begraben. Wohl wehrt sich der boden-

ständige Bauer noch in vielen Dingen mit aller Kraft gegen jede unnötige Neuerung. Aber die Verhältnisse zwingen ihn, sich ihnen anzupassen.

Ein sehr augenfälliges Beispiel für diese Wandlung sind die in unseren Alpengegenden gebräuchlichen Zäune. Wohl sieht man heute noch vielerorts im Bergland schöne, alte und kunstvoll gefügte Holzzäune, die neben ihrer wirtschaftlichen Bedeutung für die dortige Landwirtschaft auch ein altererbtes Kulturgut unserer Heimat darstellen. Aber wie lange noch? Der Nagel und der Eisendraht sind ihre mächtigsten Feinde und werden die alten Formen bald aus dem Lande verdrängt haben. Doch stellen wir einmal einen Vergleich an. Wie behäbig und breit, fast den Wohlstand ihres Besitzers versinnbildlichend, legen sich die schweren Holzgehege um die saftigen Gründe und wie dürfstig und unscheinbar ist hingegen ein moderner Drahtzaun, der manchmal noch mit seinen scharfen Zinken und Stacheln zum schmerzhaften Übel für Mensch und Vieh wird. Es ist daher nur billig und recht, wenn wir uns hier mit den Holzzäunen etwas eingehend befassen. Im allgemeinen wird diesen Zäunen, die in der gesamten bärgerlichen Bevölkerung unter dem Namen „Hag“ oder „G'hag“ (Gehege) bekannt sind, nicht jene Beachtung gezollt, die ihnen wegen ihrer Mannigfaltigkeit und ihrer oft künstlerischen Gestaltung eigentlich zukommt. Der Uninteressierte empfindet sie vielmehr als Hindernis und steigt über sie hinweg, ohne sie weiters eines Blickes zu würdigen. Bei näherer Betrachtung aber wird man gewahr, daß hier nicht nur das künstlerische Schaffen des Bauers zum Ausdruck kommt, sondern daß sich die Zäune dem Landschaftscharakter wie dem Siedlungsbilde einfügen. Man möchte beinahe sagen, der Zaun gehört ins Berglandbild, das ohne ihn dürfstig und nackt erscheint, wie ein Dorf ohne Kirchturm, wie ein Gemälde ohne Rahmen. Für den Bergbauern selbst aber liegt das Hauptinteresse an der Erhaltung der Zäune in seiner sehr stark vorherrschenden Weidewirtschaft, ohne die ein landwirtschaftlicher Betrieb in den Bergen unmöglich wäre. Zwar wäre die Erhaltung und Neuherstellung von Zäunen sehr in Frage gestellt, wenn die Mehrzahl der Besitzer das Material hiezu nicht gewissermaßen an den ausgedehnten Waldungen bei der Hand hätten. Das wird freilich, was Masse und Verbrauch an Material und auch an Arbeitskraft anbelangt, wieder dadurch wesentlich erschwert, daß die Weidegründe, die sogenannten „Halten“ (Halden), die „Öhen“ und Almen, die der Bauer im eigenen Interesse oder vertragsrechtlich umzäunen muß, oft stunden-, ja tageweiit vom Anwesen entfernt liegen und so ausgedehnt sind, daß die Zäune um sie herum oft mehrere Kilometer betragen. Infolgedessen macht auch die Herstellung, bzw. jährliche Neu-Instandsetzung der durch die Witterung, hauptsächlich Schneedruck, stark beschädigten Zäune einen Großteil der Frühjahrsarbeiten des Bergbauers aus.

Es zeugt daher vom tiefen Sinn für das heimatisch Schöne und Althergebrachte, wenn ein Großteil der Bauernschaft trotz der Ungunst der Verhältnisse bei dieser langwierigen Beschäftigung noch Zeit findet, außer der unumgänglich

notwendigen Ausbesserung und Neuerstellung auch noch auf künstlerische Gestaltung zu achten und so ein altes Erbstück der Väter fortzupflanzen. Gar mancher Bauer sieht seinen Stolz darin, wenn seine Bäune alle kunstgerecht nach der alten Form seine Gemarkungen umschließen. Ist er aber selbst dieser Kunst nicht mächtig oder hat er hiezu wirklich keine Zeit, so gibt es wohl in jedem Tal oder Dorf einen Fachmann, der sich auf die Herstellung eines vorschriftsmäßigen „Schrög“, eines „Speltenhag’s“ oder eines „Schußlegg’n-Baunes“ versteht und den er sich zum „Bäunen“ oder „G’hagern“ dingen kann.

Die Vorarbeiten für’s Bäunen beginnen schon im Herbst. In diese Zeit fällt nämlich das in vielen Berggegenden gebräuchliche „Grassen“; das ist das Abhaken der mit dichtem Reisig behangenen Äste von Fichten und Tannen zur Streugewinnung. Von diesen Ästen werden die schönen, geraden und längsten ausgesortiert und, nachdem sie „geschnebelt“ oder „geschneitelt“, das heißt vom Behange („Graß“) befreit worden sind, bis zum Frühjahr aufbewahrt. Solche kahl gepuzzten Äste nennt man dann je nach der Gegend „Astel“, „Gacht’n“ (Gerten) oder „Ringbandl“. Sie dienen je nach ihrer Bezeichnung teils zum Verflechten ins Zaungefuge selbst, teils zum Zusammenhalten der Baunstecken, wozu in manchen Gegenden eigene Ringe, die „Baunringe“, geflochten werden. In Gegenden, wo Fichtenholz spärlich ist, wie im Mühlviertel, verwendet man statt ihrer auch Hasel-, Birken- oder Weidengerten. Stangen, Stecken und Bretter müssen ebenfalls massenhaft bereitgestellt werden; eine Arbeit, die gleichfalls viel Zeit erfordert.

Um Material zu sparen, werden die Wald-(Fichten-)stangen, die man „Randln“ oder „Rangln“ nennt, oft der Länge nach halbiert oder gar gewietelt. Die Stecken müssen gespißt und an der Spitze gegen rasches Faulen gebrannt werden. Man verwendet teils runde, teils „geklobene“ Stecken. Erstere sind entweder starke Äste oder kurzgeschnittene Stangen, letztere werden aus ganzen Lärchenstämmen zu Hunderten aufgespalten. Das „Stecken- oder Rändlfleiben“ ist ebenfalls eine Arbeit, die gelernt sein muß, will man statt schöner Stecken und Rndl nicht lauter „Speil“ und Späne herausbringen.

Bevor es dann endgültig ans G’hagern geht, geschieht in mancher Gegend, so im Priel- und Bosruckgebiet, vorwiegend aber in Obersteier, noch eine der wichtigsten Vorarbeiten; das „Baunringmachen“.

Der Baunring dient zum Zusammenhalten der Paarstecken, zugleich aber auch zur Unterteilung der zwischen diese Stecken eingelegten Stangen oder Bretter, damit der ganze Aufbau nicht in sich zusammenrutscht. Hiezu werden nun die im Herbst vorbereiteten Ringbandl hergenommen und, um sie geschmeidig zu machen, an einer hiefür schon von altersher bestimmten Stelle über einem mächtigen Feuer gebährt. Dass dieser Vorgang für die mitbeteiligten Finger nicht nur eine ziemlich feurige Sache, sondern auch äußerst schmerhaft ist, ist einleuchtend. Zu stark über-

higte oder „angezuckerte“ (angebrannte) Ringbandl brechen beim Flechten. Sind die Bandl weich genug, werden sie in noch brennheitem Zustande zwei- oder dreiteilig zu starken Ringen ineinandergeflochten. Die ganze Arbeit, die oft mehrere Tage dauert, geschieht unter allerlei Brauchübung. Die Bäuerin bäckt „Sailing“ (Säuerlinge), eine sehr fette Mehlspeise, die, wie von alten Bauernknechten erzählt wird, in früheren Zeiten vom „Baukmacher“, dem Vormann der Ringmacher-Gesellschaft, unter einer besonderen Beschwörungsformel auf ihren Schmalzgehalt geprüft wurde. Nach dem Essen gehen die Männer ins „Rüsseln“ aus und bekommen von jeder Dorf Schönheit, die sie erwischen und „anrusseln“, einen Schnaps.

Der Mühlviertler Bauer, der ebenfalls hier und da Zäune aufstellt, sowie der Bergbauer des mittleren, d. h. oberösterreichischen Ennstales, kennt diese Zaunringe nicht. Er fliegt die gepuzzten Äste oder Weidenruten erst während des Zäunens in Achterform um die Stecken, dreht sie während des Schlingens wie ein Seil und verzängt dann das Ende mit einem kunstvollen Griff. Diese Form nennt er „Wied“, sie ist ebenso dauerhaft wie der Zaunring.

Je nach dem hiezu verwendeten Material unterscheidet man drei verschiedene Arten von Holzzaunen: Den Stangenzaun, den Steckenzaun und den Bretterzaun. Daneben gibt es noch gewissermaßen kombinierte Zäune, bei denen Stecken und Stangen, bzw. Bretter und „Gachten“ in gleicher Menge verwendet werden und die dann wohl am originellsten sind. Von allen Arten sind Stangen- und Bretterzäune am weitesten verbreitet und die ersten davon dem Ursprunge nach wohl die ältesten. Bretterzäune sind jüngeren Ursprunges, da sie erst mit der Verwendung von Schnittholz aufkamen. Die früher zur Bedachung der Gebäude hergestellten halbklaftigen „Klubbretter“ waren zum Zäunen viel zu kurz und daher untauglich. Je nach Siedlungsweise und Ortsbräuchen zerfällt jede dieser Zaungattungen wieder in mehrere Abarten, von denen einige in ihrer Gestaltung ebenso künstlerisch als eigenartig sind.

Sogar der Mühlviertler Bauer, der im wirtschaftlichen Sinne eigentlich nicht zu den Bergbauern zählt und dessen Weidewirtschaft auch bei weitem nicht an die seiner Berufsgenossen des Salzkammergutes oder des Ennstales heranreicht, baut sich für seine Bedürfnisse zwei Arten von Stangenzäunen, die er „liegendes“ oder „gewöhnliches G'hag“ nennt. Bei der erstenen Form liegen die „Randln“ (Waldstangen) schräg abwärts so zwischen den Paarstecken, daß ihre dünnen Enden die Oberkante des Zaunes bilden, während die Stammenden zu Boden stehen. Die Paarstecken sind in der Regel nur starke Fichtenäste, zu deren Verbindung und als Unterteilung der Stangen die vorhin schon erwähnte Achterform-Wied angewendet wird. Auf künstlerische Gestaltung wird also hier noch wenig Wert gelegt. Beim „g'wöhnlichen G'hag“ liegen die Stangen einfach waagrecht.

Eine dem Mühlviertler „liegenden G'hag“ verwandte Zauntype trifft man im mittleren Ennstal in der Gegend von Kleinreisling an. Nur merkt man hier schon eine gewisse Sorgfalt in der Ausführung. Die Paarstecken sind sauber gepuzte Rundhölzer, an den Spitzen gebrannt und an den Kopfseiten „gespronst“ (abgekantet). Beim Einlegen der Stangen wird jede mit dem Wipfel bei der obersten „Wied“ in der vorhergelegten Stange kunstvoll verspannt und einmal über diese übergebogen. Von diesem „Eindrehen“ dürfte auch der für diese Zaunart dort übliche Name „Andrah-Hag“ herrühren.

Je weiter man von hier die oberösterreichisch-steirische Grenze westwärts entlang kommt, desto vielgestaltiger, formgefülliger und künstlicher gefügt werden die Zäune. Im Steyrtal und im Bosruckgebiet findet man neben dem Stangenzaun bereits auch Stecken- und Bretterzäune. Vom Stangenzaun ist folgende Abart dort besonders vorherrschend: Ein besonders starker Pflock und ein dünner Stecken bilden das Steckenpaar. In den starken Pflock sind übereinander drei bis fünf Holznägel eingezapft, auf die die Stangen aufgelegt werden. Am Kopfende werden beide Stecken von einem Zaunring, der hier schon vorkommt, zusammengehalten. Neben dieser Zaungattung, die keinen eigentlichen Namen hat, kommen hier zwei weitere, ganz eigenartige, zu den kombinierten Zäunen gehörige Typen vor, die uns in besonderem Maße fesseln: das „Spelten- oder Speilhag“ und das „Plankenhag“. Der Vorgang im Aufbau dieser Arten ist schon etwas schwerer zu beschreiben. Die Erdstecken stehen hier nicht paarweise, sondern einzeln in Entfernung von etwa einem halben Meter. Die „Spelten“, etwa 3—4 Meter lange, aus Stämmen aufgespaltete lattenähnliche Stangen, werden schräg abwärts so eingelegt, daß sie bei den einzelnen Erdstecken das einmal herüber, beim nächsten aber drüberhalb zu liegen kommen. Nach jeder eingelegten Spalte kommen flechtartig eine oder mehrere „Gach't'n“ (Hasel- oder Weidengerten, auch Fichtenäste) in verkehrter Führung zu liegen, so daß das ganze Gefüge wie ein Korbgeflecht aussieht. Ähnlich wie dieses ist auch das „Plankenhag“ aufgebaut. Nur verwendet man hier statt der Spelten Bretter (Schwartlinge). Die Gerteneinlagen sind dreibis sechsfach und das Gefüge liegt waagrecht.

Selbstverständlich halten sich die jeweils in einem Lande üblichen Zauntypen nicht scharf an dessen Grenzen. Die meisten kommen hüben wie drüben gleich häufig vor, wie es eben der jeweiligen Siedlungsweise entspricht.

Im Trautatal bis hinauf ins Dachsteingebiet und von der Ischler Gegend bis in den Altturgau ist der Steckenzaun vorherrschend. Seine gebräuchlichste Abart ist hier der „g'steckte Zaun“ oder das sogenannte „Schrög“. Trotz seiner einfach scheinenden Form ist seine Herstellung derart kunstvoll, daß eine wörtliche Wiedergabe nur annähernd möglich ist. Deshalb sind auch dort „Fachleute“, die in der Vorschrift des alten Brauchtums im Zäunen wohl bewandert sind, sehr gesucht.

Zu einem vorschriftsmäßigen Schrög benötigt man drei, bzw. vier Gattungen verschieden langer Stecken. Die Paarstecken werden nicht gerade und parallel zueinanderstehend eingeschlagen, sondern schräg und in Kreuzform, zuerst die kürzesten, dann die mittellangen und schließlich die längsten. In diese stufenartig hintereinander stehenden Gabeln, die man „Fürleger“ nennt, werden nun Stecken der letzten Länge, sogenannte „Gicht'n“ („Gürteln“) diagonal eingelegt und eingeschlagen, wobei sie auf allen „Fürlegern“ gleichmäßig aufliegen müssen. Nach jeder Gürtel-Einlage kommt wieder ein Fürlegerpaar usw. Je nach Anzahl der querliegenden Gürteln einer Lage spricht man von einem zwei-, drei- bis sechsgürtigen Zaun. Früher wurden in dieser Gegend auch vielfach Zäune mit Ringen aufgestellt, seit einigen Jahrzehnten aber ist der Zaunring abgekommen.

Werfen wir von hier nun noch einen Blick über die Grenze ins Steirische hinüber, so sehen wir uns unbekannte Formen und Typen von Zäunen. Auch beherrscht dort der schon öfters erwähnte Zaunring, dessen vielartige Verwendungsmöglichkeit eine solche Formenfülle erlaubt, die Gestaltung beinahe vollständig. Von allen drei Arten, Stangen-, Stecken- und Bretterzäunen ist jede fast gleich stark vertreten, und zwar Stangen- und Steckenzäune um die höher gelegenen Weidegründe, Bergwiesen und Niederälmen. Im Talboden ist der Bretterzaun vorherrschend. Der gebräuchlichste Vertreter des Stangenzaunes ist das sogenannte „Randlg'hag“, ein äußerst massiver Bau aus festen Lärchenstecken, zwischen denen mächtige, längs gespaltene Waldstangen eingelegt sind. Paarstecken und Längsstangen werden vom Zaunring derart zusammengehalten, daß dieser um beide Arten schiefeliegend zu sitzen kommt. Die Aufstellung ist daher ebenfalls sehr kompliziert. Auf Hochälmen baut man den primitiven „Spaglzaun“, der auch auf der oberösterreichischen Seite als „Kreuzg'hag“ üblich ist. In weit von einander stehenden, sich kreuzenden Steckenpaaren werden Waldstangen einfach waagrecht eingelegt. Mancherorts ist dieses kunslose Gehege auch noch auf Steinwällen, den heutigen Resten ehemaliger „Marchmauern“ aufgebaut. Von der Gattung der Steckenzäune kennt man im Steirischen zwei ausgeprägtere Arten, den „Bannzaun“ und den „Schußlegg'nzaun“. Beide ähneln dem „Schrög“ des Traintales, verwenden aber den Zaunring, der dem Schrög fehlt. Auch beim Bretterzaun, den man dort sogar vielfach längs der Straße antrifft, ist durchwegs der Zaunring in Verwendung. Je nach der Anzahl der Bretterlagen spricht man von einem „ein-, zwei- bis viergeschlächigen“ Bretterzaun.

Zum Übersteigen der Zäune dienen die sogenannten „Stiegln“, an den Durchbruchstellen der Fahrwege sind einfache Tore angebracht. Die „Stiegln“ sind in der Regel zwei übereinander liegende, sich kreuzende, durch den Zaun gestoßene Bretter mit unterseitzten Fußstecken. Seltener ist diese Übersteigung eine kleine Leiter oder auch eine Bühne.

Der „Gadern“ (Gatter oder Gatterl) ist allbekannt. Beinahe ganz abgekommen ist aber seine ältere Bauart, die sogenannte „Legg'n“, mancherorts auch „Balla“ genannt. Sie ist ebenso originell als primitiv. Ihre beiden Stehbalken sind zwei „Zwieseln“, das sind Doppelwipfel zusammengewachsener junger Fichten (sehr selten zu bekommen), in deren Gabelung die Bretter wie beim Bretterzaun eingelegt und mit Zaunringen unterteilt werden. Als Angel und Schloß dienen ebenfalls Zaunringe, die das Tor mit den beiderseitigen Abschlußstücken des Zaunes verbinden, und zwar so, daß das Tor nach jeder beliebigen Seite hin geöffnet werden kann.

Die Vorbereitung für das Aufstellen solcher Gehege sowie die Herstellung selbst erfordert sehr viel Zeit, Mühe und Arbeit, beansprucht aber auch erschrecklich viel Material. Vielen Besitzern, vornehmlich denen des Salzkammergutes, kommen da ihre alten Servitutsrechte, wonach sie das „Zaunholz“ vom Forstärar beigestellt erhalten, sehr zu nutze. Umso schlechter aber sind die anderen dran, die das Material aus eigenem erstellen oder kaufen müssen.

Wenn von allen in unserer Heimat vor kommenden Zaunarten hier auch nur die markantesten hervorgehoben wurden, so haben wir doch ersehen, daß es sich bei diesen Gehegen nicht um eine willkürliche Spielerei eines Einzelnen handelt, sondern um ein altes Volksgut, das zu schützen und pflegen Aufgabe jedes heimatliebenden Besitzers sein soll.

Dass ein solches Volksgut auch in der Volksdichtung seinen Widerhall findet, ist nur zu begreiflich. Zahllos sind die Lieder, die Gstanzeln und „Gasslsprüch“, in denen von Zäunen, „Gadern“, „Legg'n“ und „Stiegl“ die Rede ist. Schon das Wort „Gasslspruch“ oder „Gasslreim“, mit dem der „Gasslbua“ seine Angebetete beim „Gasseln“ (Fensterln) begrüßt, weist darauf hin; denn das „Gassl“ ist nichts anderes, als der von Zäunen flankierte Weg durchs Dorf. In diesen Gasslsprüchen wimmelt es nur so von Rehrreimen, von „zan Zau“ zuwischenmeiß'n“ und übasinga, „hoa Legg'n aufreiß'n, glei drüba springa“. Z. B.:

I steig hin über d' Stiegl,
steig her über d' Stiegl,
i tritt auf an Sgl,
da Sgl liegt bei da Stiegl.

Dixbusch'n, Dagbusch'n,
Dirndl, häst mi nit g'hört dahertusich'n

mit mein siggrisch'n saggrisch'n Federbusch'n.
Hundat Zäu' und taußnd Legg'n
hân i als Kloana Wegg'n
On an oanzig'n Sâg gnumma
und bis za dein Fenstal herg'sprunga!

Eine Auslese von Gstanzeln vom „Fensterln“:

Übers G'hagerl bin i gsprunga,
duri 's Gassl bin i grennt,
då hät mi nei Dirndl
in Dachz'n scho 'kemt.

A Sprung übers Gassl,
a Dachiza drauf,
a Klopferl åns Fensterl,
schöns Dirndl, mäch auf.

Oder wenn der Nachbar eine schon recht morsche Stiegl hat:

On Nachbarn sei Stiegl
häm d' Häs'n kloa z'näg'n
und hiaz muß i ban Fensterln
an Häckstock mitträg'n.

Alleweil drenters Bau',
narrischa Wu,
kehrst nit herenters Bau'
a amal zua?

Jan Bau' zuahö gschmiss'n
hät mi irwand oana,
äba über'n Bau' über
mein Lebtäg koana.

On Wirt sei' brauns Bier
und mei sauz'widers Weib
häm mi bei da Stiegl
jan Bau' zuawi g'heit.

Auch in vielen anderen Redewendungen findet der Zaun oftmals Anwendung. Der Gebirgler sagt z. B.: „Jetzt is's schon ein Ding; geh't in Gädern oder in Zaun.“ Damit will er sagen, daß die Sache so und anders verfahren und der Erfolg gleich schlecht ist. Auch die Redewendung vom „gefundenen Loch im Zaun“ ist vielfach in Gebrauch und bedeutet einen gefundenen Ausweg aus irgend einer Bedrängnis. Wenn einer recht zerlumpt und ungepflegt daherkommt, so sieht er aus, als hätte man ihn aschling (verkehrt) durch den Zaun gezogen. Dies war früher ein beliebtes aber derbes Spiel der „Gasslbuben“ mit einem gar zu jungen oder unliebsamen „Konkurrenten“ aus der Nachbarschaft. Auch ist „enters Zaun“ (drüberhalb) immer die unangenehme oder zweifelhafte Seite einer Angelegenheit.

So ließen sich Reime und Beispiele noch ungezählt fortsetzen. Sie sind ein weiterer Beweis, daß unser Landvolk auch heute noch mit Herz und Seele am Alten hängt, das einst seine Urväter schufen.

W. Pucher, Linz.

Die Formen unserer Goldhaube.

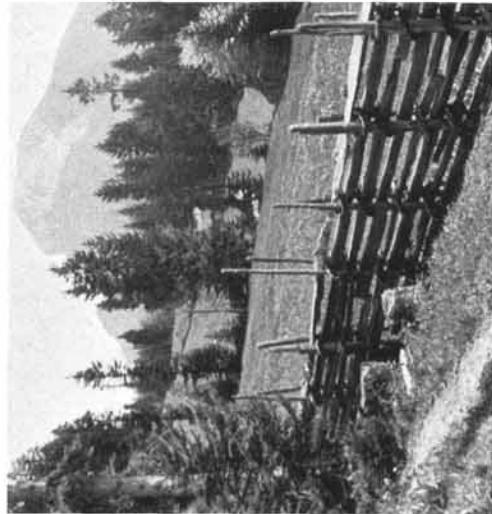
Mit 7 Aufnahmen.

Die Goldhaube, die als „Linzerhaube“ in den Reisebeschreibungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer wieder erwähnt wird, hat in Form und Art des Getragenwerdens manche Wandlungen durchgemacht. Wir wollen versuchen, diesen Entwicklungsgang etwas zu klären. Dabei müssen natürlich die formengleiche schwarze Pershaube und die Florhaube mit herangezogen werden. Unsere Betrachtungen stützen sich auf die im Linzer Museum aufbewahrten ältesten Goldhauben, auf neuere Goldhauben aus Privatbesitz und in der Hauptsache auf Bilder aus Sammlungen und Privatbesitz, wie sie in der Linzer Trachtenausstellung 1935 in ziemlich reicher Auswahl zur Verfügung standen.

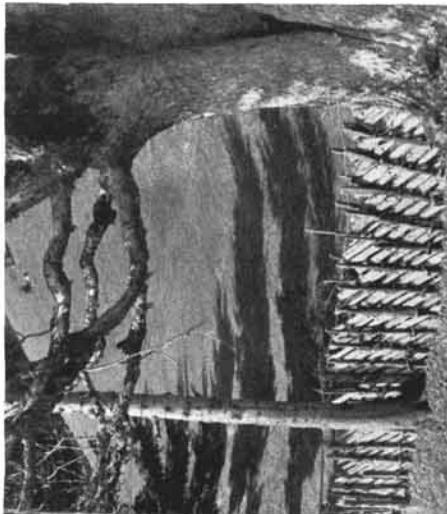
In der älteren Reiseliteratur wird die Goldhaube schlechthin „Linzerhaube“ genannt. Leider geben die Reiseschriftsteller nur allgemeine Bemerkungen darüber und sagen nichts über die Form im einzelnen und die Art des Tragens aus.

Tafel 3.

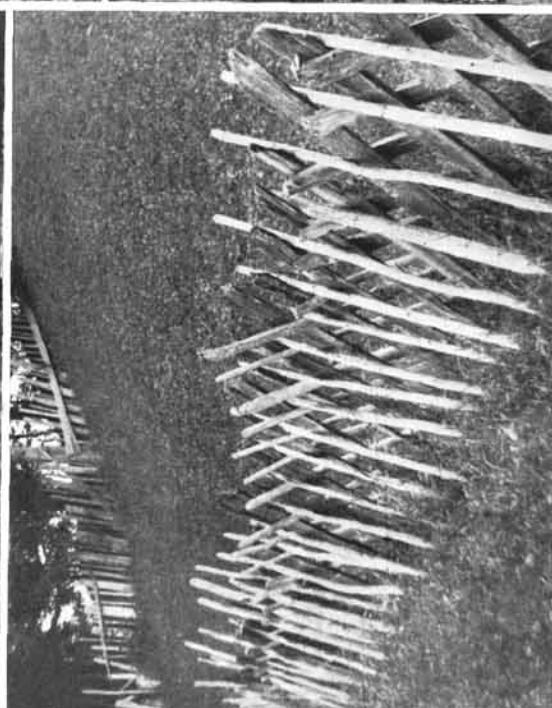
2



4



1

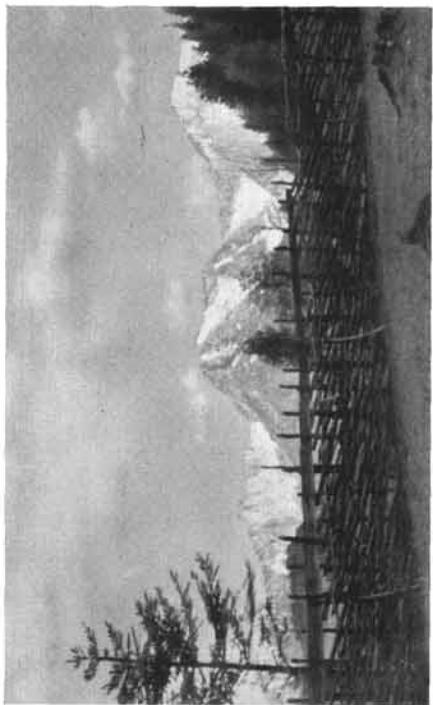


3

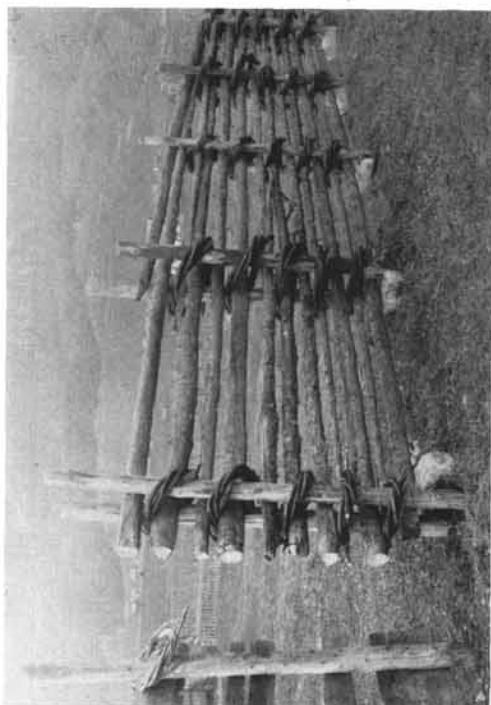
Die Zäune unserer Bergbauern, Abb. 1: Randlhag über einen Graben. — 2: Randlhag in der Landwirtschaft. — 3: Geleiter Zaun, Gosau. — 4: Baumzaun, Dachsteingebiet.

Tafel 4.

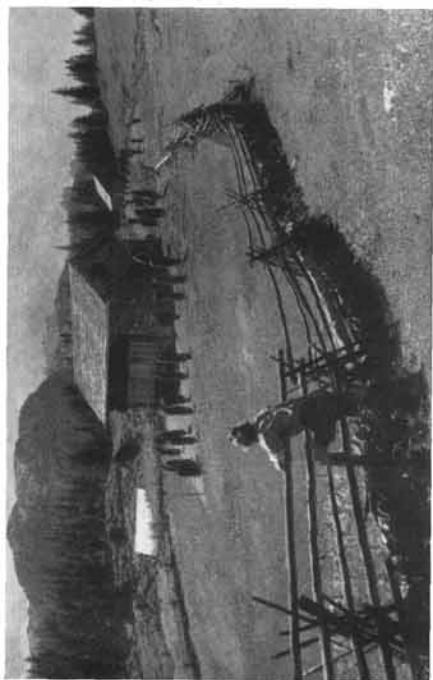
6



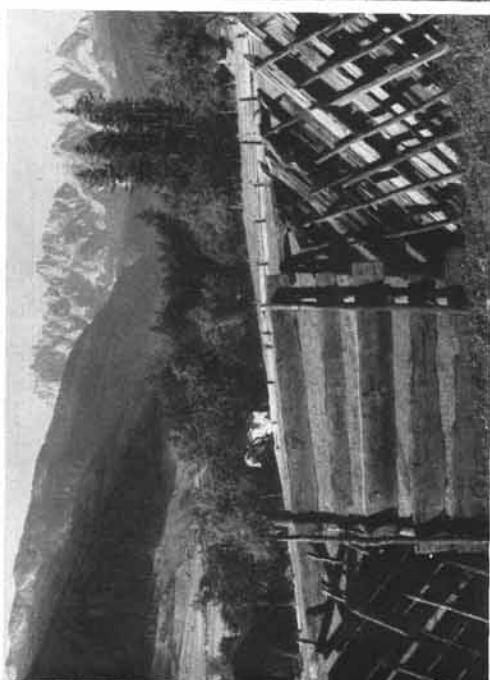
8



5



7



Die Zäune unserer Bergbauern, Abb. 5: Ullzau auf Steinmauer, Dachsteingebiet. — 6: Spaltenzag, Windischgarsten. — 7: Gröner Schrög mit Leggn. — 8: Stangenzag.
Foto: G. H. Löffler.